Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 7

Artikel: Ernst Howald und die klassische Philologie in Zürich : Erinnerungen und Betrachtungen
Autor: Haffter, Heinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162013

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Howald und die klassische Philologie in Zürich

Erinnerungen und Betrachtungen

HEINZ HAFFTER

Ernst Howald und seine Wissenschaft, die klassische Philologie: dürfen wir uns so ausdrücken? Ist nicht Howald sein ganzes geistiges Leben lang ebenso selbstverständlich in seiner Wissenschaft dringestanden wie er sie anderseits immer auch von außen her betrachten konnte? Jedenfalls hat er jahrzehntelang über seine klassische Philologie gesprochen, sich mit ihr auseinandergesetzt. Schon in einer der frühesten Publikationen und vielleicht später nirgendwo eindrücklicher als hier, finden wir solche Urteile, in der Schrift «Griechische Philologie», einem Teilstück wissenschaftlicher Forschungsberichte, die nach dem Ersten Weltkrieg den Stand der wissenschaftlichen Arbeitsgebiete vergegenwärtigen sollten. In diesem Bericht vom Jahre 1920 heißt es zu Beginn: «Die klassische Philologie ist, so befremdend das klingen mag, keine internationale Wissenschaft, die durch die nationale Bodenständigkeit ihrer Vertreter nur gleichsam in Dialekte geschieden wäre, sondern ihr deutscher Zweig unterscheidet sich aufs deutlichste von allen anderen.» Ja, ohne die besondere klassische Philologie des deutschsprachigen Kulturraumes, der Howald als Kind seiner Zeit angehörte, ist er gar nicht zu verstehen. In den gewaltigen und stolzen Bau, wie ihn diese Philologie bis zur letzten Jahrhundertwende errichtet hatte, hörte Howald die böse Stimme des abtrünnigen klassischen Philologen Nietzsche eindringen, und so wandte er sich um so lieber den philologischen Gestalten zu, welche um hundert Jahre früher gelebt hatten, zu jener Zeit, da die klassische Altertumswissenschaft im Anschluß an den Neuhumanismus und beeinflußt von der Romantik sich neu oder überhaupt erstmals richtig und prinzipiell zu bestimmen suchte. Heyne, Friedrich August Wolf, Boeckh, Gottfried Hermann, Karl Otfried Müller, Welcker befanden sich, möchte ich sagen, leibhaftig in Howalds Bibliothek, weil dort nicht nur die Werke von ihnen, sondern auch die über sie, das Biographische bis hinein in entlegenste zeitgenössische Zeugnisse, vereinigt waren. Diese Bände und Broschüren hat ihr Besitzer als letzte seiner Schenkungen dem Klassisch-philologischen Seminar der Universität Zürich übergeben, da sie seinem Herzen, wie er sagte, am nächsten gestanden hätten.

Da und dort, etwa in Einleitungen, ist von den genannten großen Philologen bei Howald denn auch die Rede, so gegen die Überschätzung Wolfs (der eine völlig unkünstlerische Persönlichkeit gewesen sei, unheilvoll für die Entwicklung der deutschen klassischen Philologie) und gegen die Mißachtung Heynes, oder es wird Welcker als der einzige wahrhafte Literaturhistoriker auf dem Gebiet des Altertums bezeichnet. Daß von Howald früh schon eine Geschichte der klassischen Philologie geplant war, würde ich unerwähnt lassen, wenn ich dies lediglich aus mündlicher Tradition wüßte und nicht auch aus einigen gedruckten Bemerkungen von Freunden Howalds. Daß es dazu nicht gekommen ist, mag bedauerlich für uns sein; ob für Howald selbst, soll unbeantwortet bleiben, indem wir daran denken, wie er in allem geistigen Schaffen einen geheimnisvollen Rhythmus gesehen hat, an den wir nicht rühren sollten. Seien wir dankbar für das, was wir bekommen haben: außer den Arbeiten über Winckelmann (Einleitung zu einer Ausgabe von Goethes Winckelmann) und über Humboldt, die mittelbar zur klassischen Philologie gehören, und außer mehreren Essays, zu denen ich etwa den Geburtstagsartikel der Neuen Zürcher Zeitung für Wilamowitz rechne, sind es die Schrift über Friedrich Nietzsche und die Klassische Philologie, 1920, und das Buch mit der dokumentarischen Darstellung des Kampfes um Creuzers Symbolik, 1926.

Die Nietzscheschrift ist wie der im selben Jahr geschriebene, von mir erwähnte Forschungsbericht, für ihren Verfasser zugleich wertende Standortbestimmung seiner Wissenschaft. Man spürt des Verfassers inneres Mitgehen, wenn er den philologischen Lehrer Nietzsches schildert, Friedrich Ritschl, dem in die Vorlesungen der früheren Lebenszeit wundervolle Ideen — zum Teil romantische Erbstücke — zuströmten und der persönlich von ungeheurem Einfluß auf seine Schüler war und der dann aber als älterer Dozent und als Verfasser seiner hauptsächlichen Werke, nicht wie von seiner Menschlichkeit her zu erwarten, zum Darsteller und Künder, sondern zum großen Lehrmeister und Kritiker wurde.

Für Friedrich Creuzers symbolische Deutung der antiken Mythen galt es zu zeigen, wie weit Autor und Thematik der Heidelberger Romantik verhaftet waren, und die Abhängigkeit des Autors von Görres' Gedankengut und anderseits von Ideen der Aufklärung endgültig nachzuweisen, bildete einen wesentlichen Zweck der Einleitung. Daß Creuzer jedoch mit seiner phantastischen Denkweise und seiner nur vermeintlich philologisch-historischen Quellenbenützung jeden wissenschaftlichen Einfluß für alle Zeit verlieren mußte, betont Howald energisch, und er gibt Creuzers Widersachern, darunter dem biederen Homerübersetzer Voß, volles Recht. Aber was ihn locken mußte, war jener Streit an sich, den die damaligen Philologen in polemischem Hin und Her vor der Öffentlichkeit ausfochten. Und mit dem Streit mußte Howald in pointierter Formulierung die bedauerliche

philologiegeschichtliche Feststellung verknüpfen, daß mit ihm und dem notwendigen Sieg der kritischen Philologie überhaupt alles irrationale Leben aus der Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts verschwunden und auch die Verbindung der Philologie mit der Allgemeinheit abgerissen sei.

Zur selben Zeit aber, da Howald über den Mythologen Creuzer schrieb, hatte er es zu tun bekommen mit einem seltsamen Nachfahren Creuzers, dem Basler Johann Jakob Bachofen, der verschollen, zu Beginn unseres Jahrhunderts vor allem im Münchner Stefan-George-Kreis wieder entdeckt und propagiert wurde: Bachofen, der in umfänglichen Werken eine mythische Urzeit im Zeichen von Mutterrecht und Todessymbolik gezeichnet hatte. Gegen Bachofen und seine Jünger der 20er Jahre griff Howald zur Feder, und der zugriffige Disput insbesondere mit Alfred Baeumler ist in Vorträgen und Zeitschriftenartikeln gerade auch oder hauptsächlich in Zürich ausgetragen worden, für die Zürcher Studenten von damals ein erregendes Schauspiel, hatten sie gar in der Zeitschrift des Lesezirkels Hottingen einen Aufsatz von Baeumler mit dem unmittelbaren Titel «Ernst Howald und die Philologie» zu lesen gehabt. Ein Vierteljahrhundert später, als Bachofen zu einer allgemein bekannten, rein historisch zu wertenden Figur geworden war, konnte Howald ihm dann ungehindert den Dienst erweisen, einen Band der großen kritischen Ausgabe, die in Basel erscheint, herauszugeben.

In einer philologiegeschichtlich gestimmten Geburtstagswürdigung für einen Fachgenossen sprach Howald davon, daß in der Geschichte einer Wissenschaft, speziell der Altertumswissenschaft, die größere Wirkung öfter denjenigen Gelehrten zuerkannt werde, die einen neuen geistigen Raum miterschließen halfen, die, erfüllt von einem erst kommenden Geiste, ihr Eigenstes, Persönliches in ihrer Wissenschaft hingeben, gegenüber dem reineren Gelehrtentypus, der das Überkommene veredelt und verbessert, ohne es mit der Schlacke seiner Subjektivität zu versehen, das dann nachher nicht den Stempel des einen Forschers trägt, vielmehr stärker als er selber wird. Howalds eigene Worte verwendend dürfen wir ihn gewiß dem erstgenannten Typus zuweisen. Was nun aber bei Howald nicht heißen soll, daß er nicht auch mit unpersönlichen, etwa editorischen Leistungen seine Wissenschaft gefördert hätte. Und wenn er selbst etwa behaupten mochte, solches nicht zu können, so müssen wir ihm widersprechen, wie denn überhaupt sein Wissen in den beiden antiken Sprachen und Literaturen und seine Kenntnis der Methoden und Arbeitsmittel der klassischen Philologie erstaunlich war.

Zusammen mit seinem althistorischen Fakultätskollegen Ernst Meyer gab er die Texte und Inschriften zur römischen Schweiz heraus. Während sich dieses Werk in den Händen von vielen befindet, ist weniger bekannt die Edition des spätantiken, überlieferungsmäßig komplizierten botanisch-

medizinischen Traktates eines Pseudoapuleius, eines Bandes im Corpus medicorum Latinorum. Hier war Partner bei der Herausgabe der Medizinhistoriker Sigerist, der für einige Anfangssemester an der Zürcher Universität gelehrt hatte. Können schon die Benützer dieser Edition nicht zahlreich sein, so sind noch seltener diejenigen, die ihre Vorzüge zu beurteilen vermögen. Wenn ich mich zu diesen wenigen zähle, dann ist dies nicht ein persönliches Verdienst, sondern beruht auf meiner früheren Verpflichtung, mich als Redaktor am Thesaurus Linguae Latinae auch mit den vulgärsprachlichen Formen der griechisch-lateinischen Pflanzennamen zu befassen. Wie oft und dankbar habe ich die zum Zitat gehörigen Initialen H.-S., Howald-Sigerist, in mein Thesaurus-Manuskript eingesetzt. So lebt denn Howald mit seinem Namen auch in einem unserer großen Lexika weiter, die ihm doch fremd sein mußten, diese halbtoten Thesauri, wie er sie einmal genannt hat. — Gerade bei den Editionen hat Howald die Kollegialität bevorzugt, denn wir dürfen hier auch den zusammen mit Emil Staiger bearbeiteten doppelsprachigen Kallimachos erwähnen.

Allein stand Howald bei der frühesten seiner Textausgaben, 1923, bei den Briefen Platons, aber damals war ihm die Editionsaufgabe ein ganz besonderes und sehr persönliches Anliegen. Es galt endlich die drei als echt erkannten Briefe des großen Philosophen, so wie es die Dialoge seit langem erfahren hatten, textlich und inhaltlich zu interpretieren und für unsere Platonauffassungen fruchtbar zu machen. In der Ausgabe sind nun die Briefe 6, 7 und 8 als die drei echten vorangestellt und auch der Übersetzung gewürdigt, während die anderen Stücke der Briefsammlung nur ediert und kommentiert sind. Die mahnende Ungeduld Howalds der Forschung gegenüber kommt hierin zum Ausdruck, und auch die umfängliche Einleitung ist recht bezeichnend für ihren Verfasser: die Entscheidung für die Echtheit liege letzten Endes jenseits des Beweisbaren, liege im Stilgefühl, und es wird gesprochen vom notwendigen Verständnis für die Irrealitäten des künstlerischen Schaffens und des vom Künstler Geschaffenen. Als Howald achtundzwanzig Jahre später die Briefe für die «Bibliothek der Alten Welt» herausgab, beschränkte er sich überhaupt auf die echten und gab von den anderen nur einen einzigen als Stilprobe; in der zugehörigen Einführung äußert er sich zuversichtlich dahin, daß dieser Stellungnahme über echt und unecht die Zukunft gehören werde.

In die Jahre um 1920, die Anfangszeit des Forschers und Universitätsprofessors, fallen eine Reihe von Aufsätzen, die wir wie die Textausgaben als Dienst am Bau der Wissenschaft und ihrer Materialien bezeichnen können. Eine Analyse der Wolken des Aristophanes, die aristotelische Poetik auf ihre Quellen hin geprüft, Diogenes Laertius und andere philosophiegeschichtliche Handbücher überlieferungskritisch betrachtet, die Scholien zur Ilias, das sind diese hauptsächlichen Themata, die in einzelnen

Dissertationen von Schülern weiterverfolgt, von Howald selbst eher aufgegeben wurden. Auch die Publikationsform, der im Detail argumentierende und sich mit der Forschung auseinandersetzende Aufsatz, ist in der Folgezeit zurückgetreten. Da liegt die Frage nach den Rezensionen nahe, nach dieser Art von Mittun in der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Nicht wenige hat Howald geschrieben, aber fast ausschließlich in Zeitschriften, die sämtliche Geisteswissenschaften umfassen, in der «Deutschen Literaturzeitung» und im «Erasmus», dessen Herausgeberkreis er angehörte. Hier, vor einem weiteren gelehrten Lesepublikum, konnte er nach seiner Weise rezensieren, mit der Herausarbeitung des Prinzipiellen und Allgemeinen und mit dem Blick auf das Neue, ob sich solches im rezensierten Werk zeige. Von da ist nur ein kleiner Schritt zu den Besprechungen außerhalb der wissenschaftlichen Zeitschriften, vor allem zu denen in der Neuen Zürcher Zeitung: manche von diesen sind in der Erinnerung geblieben, so etwa die scharfgeschliffene Anzeige des Cäsarbuches von Gundolf.

Howald konnte die Publikationen anderer — und ich denke jetzt nicht mehr bloß an die Urteile in den Rezensionen — deutlich ablehnen wie anderseits auch begeistert gutheißen. Zu den gutgeheißenen gehören beispielsweise die Sophoklesuntersuchungen von Tycho von Wilamowitz, die Iliasstudien von Schadewaldt, das Vergilbuch von Pöschl. Die beiden erstgenannten Werke waren Howald wichtig als Ausgangspunkt oder Unterstützung für eigene Thesen. Zu Pöschls Vergilbuch fühlte er sich, frei von allen Verpflichtungen, deshalb hingezogen, weil es, wie er sagte, aus einer Verbundenheit mit der Weltliteratur und der Kunst im ganzen resultiere und der Verfasser seinen antiken Gegenstand nacherlebt habe, was freilich nicht bewiesen, sondern nur fühlbar gemacht werden könne; wörtlich heißt es dann in Howalds Beurteilung: «Es ist höchste Zeit, daß auch die Wissenschaft von der antiken Literatur ihren Platz in der allgemeinen Literaturwissenschaft einnimmt.»

Ja, daß es Zeit sei, daß die Stunde da sei, vorwärtszuschreiten in seiner Wissenschaft, einen neuen Ausblick zu öffnen, das ist es, was ich als Howalds Ungeduld — ich berührte es schon — bezeichnen möchte. Zweifel, Streitfragen, bestimmte Betrachtungsweisen hinter sich zu lassen, mahnte Howald direkt und indirekt, also bei den platonischen Briefen nun einmal endgültig die Scheidung zwischen echt und unecht zu treffen oder über die Iliasforschung so zu denken, wie er es in den ersten Sätzen seines eigenen Iliasbuches tut: «Die Iliasforschung der letzten hundertundfünfzig Jahre basierte auf einem Irrtum. Es mag ein fruchtbarer Irrtum gewesen sein ...; die zentrale Frage aber, die nach dem Dichter und nach seinem Werk, blieb ... der Beantwortung entzogen.»

Damit kommen wir zum Tenor seiner mehr persönlichen Bücher. Auf sie dürfen wir vielleicht ein Dictum anwenden, das Howald in irgend einem

Zusammenhang ausgesprochen hat: «Die genialste Idee pflegt in statu nascendi unbotmäßig zu sein.» In diesem Sinne unbotmäßig mögen Howalds Bücher auf manche Fachgenossen gewirkt haben, unbotmäßig in der absoluten und resoluten Art, wie sie nicht im Stil eines diskutierenden Dialoges, vielmehr in dem eines einmaligen bekennenden Monologes ihre neuen Ideen vorbringen sollten. Die Schrift über «Die Anfänge der europäischen Philosophie» setzt ein mit dem Satz: «Wenn in diesem Buche von Philosophie die Rede ist, so handelt es sich selbstverständlich nicht um die Wissenschaft, die jetzt diesen Namen trägt.» Die Selbstverständlichkeit wird im folgenden natürlich erläutert, aber in der Vorwegnahme bewirkt das Wort eine gespannte Ungewißheit, mit der nicht jeder sogleich zurechtkommt. Howald wußte auch darum, daß manche seiner Formulierungen als übertrieben empfunden werden konnten; aber das Wort «Übertreibung» hatte bei ihm, wenn er es selbst verwendete, eine besondere, auch positiv getönte Bedeutung, aus der Gewißheit heraus, daß neu und eigenständig Erdachtes sich schwerlich anders kundtun könne. Leider haben einige unter den wissenschaftlichen Lesern die mit der unbotmäßigen oder eben legitimen Übertreibung verbundene Originalität nicht erkennen wollen und hat der eine oder andere schon wegen der äußeren Form der Bücher, zu der auch das Fehlen von Anmerkungen gehört, den Zugang nicht gefunden. Aber es ist, glaube ich, gerade diese äußere Form in unserer klassisch-philologischen Wissenschaft heute keine Ausnahme mehr, und sie wird künftig noch mehr Anerkennung gewinnen.

Welches sind nun die hauptsächlichen Auffassungen und Überzeugungen, die Howalds zahlreichen persönlichen Büchern, wie ich sie nannte, zugrunde liegen? Daß die psychischen und seelischen Veranlagungen des Menschen konstant sind, durch die Jahrhunderte vom Altertum bis zu uns sich nicht ändern konnten, weshalb es keinen antiken Menschen im Gegensatz zu einem modernen gibt. Von der Zeit abhängig ist die Bewußtwerdung der psychischen Zustände und damit auch die Art und Weise des Ausdrucks, den sich der Mensch zu schaffen sucht. Um eine geistige Biographie, die ihre eigene Gesetzlichkeit des Ablaufes hat, zu begreifen, brauchen wir die äußeren Lebensumstände und die historische Umwelt sei es nicht oder nur dann, wenn von dort her Einwirkungen auf die innere Sphäre jenes Menschen stattfinden und Verschiebungen und Richtungsänderungen im zunächst einheitlichen Wesen und Lebensgang verursachen. Aus den Trieben und seelischen Unstimmigkeiten, dem Verlangen nach Harmonie und Glück, resultiert die Suche nach Symbolen und Fiktionen, mit denen dann die denkerischen und künstlerischen Leistungen zusammengehören. Dies alles bei einem bedeutenden Menschen der Vergangenheit verständlich zu machen, heißt für den späteren Betrachter, es selber nachzuempfinden, nachzuvollziehen.

Wie dem schöpferischen Menschen, so sollen wir auch der schöpferischen Tätigkeit und den Schöpfungen selbst ihre eigenen und für uns rational nie ganz erfaßbaren Gesetzlichkeiten und Ordnungen zuerkennen, und auch hier müssen wir als Deuter und Erklärer unsere menschliche Empfindsamkeit ohne Scheu vor subjektiven Momenten mitschwingen lassen. Das literarische Kunstwerk, im Falle der griechischen Tragödie auch eine ganze literarische Gattung, muß für sich allein erforscht werden, womit der Künstler unser Interesse nur als derjenige haben darf, der das Kunstwerk geschaffen hat. Die literarische und sonstige kulturelle Umgebung, in die unsere Literaturgeschichten Autoren und Werke allzu gern einordnen, ist nur bedingt und nicht in jedem Falle von gleichmäßiger Bedeutung. Form, Stil und Struktur, wozu aber auch der Stilbruch gehört, sind Termini, die bei Howald eine umfassende und intensive Bedeutung bekommen.

Howald hat sich selbst über diese seine Auffassungen ausgesprochen, so in der Einleitung der «Ethik des Altertums», wo er die Tiefenpsychologie erwähnt, «um sich», wie er sagt, «tapfer zu diesem verpönten Worte zu bekennen», oder in dem thematisch geschlossenen Aufsatz «Spekulationen über den Geist», der in der «Neuen Schweizer Rundschau» erschienen ist und der in den unverwechselbar howaldischen Schluß mündet: «Aber der heilige Logos ist unzerstörbar; im Momente der tiefsten Depression, gerade an sie vielleicht anknüpfend, fängt er sein gaukelndes Spiel wieder an, und urplötzlich stößt man in sich auf jene unerhörte Kostbarkeit, die einem beglückt wie nichts anderes, den Gedanken, den eigenen Gedanken; um seinetwillen lohnt es sich zu leben.» Dann für das Künstlerische und Literarische denke ich an die Studie in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung unter dem Titel «Probleme der Literaturwissenschaft». Hier haben wir den Schlüssel für Howalds Umgang mit dem Kunstwerk: den Begriff des «Künstler-Gelehrten» oder «Künstler-Wissenschaftlers» finden wir postuliert; vom Erlebnis des Forschers, welches ihn das Kunstwerk erfassen läßt, wird gesprochen und vom Subjektivismus, der sich mit dem Erlebnis notwendig verbindet; eine Pluralität von Wahrheiten müsse anerkannt werden für die Pluralität der Forscher, da die Wahrheit nicht ausschließlich im Objekt, sondern auch im forschenden Subjekt zu liegen habe.

Doch nun die persönlichen Werke selbst! Einige der früheren sind aus Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten hervorgegangen, Vorlesungen — ich darf hier wieder eigene Erinnerung wachrufen —, bei denen auch einmal einer der Dozenten und immer einige Freunde aus der Stadt dabeisaßen, eine Verwirklichung des Wunsches, die Wissenschaft über die Grenzpfähle des Faches hinaus greifbar zu machen. Gleichfalls in unserer Zürcher Universität ist der Aulavortrag gesprochen worden, den ich zuerst nennen möchte: «Mythos und Tragödie» aus dem Jahre 1927. Sooft ich diese kleine Schrift in der Hand habe, bewundere ich sowohl die Vortragskultur des

einstigen Lesezirkels Hottingen wie auch diesen einen Vortrag selbst. Er zeigt eine inhaltliche Fülle und Dichte, in die der Vortragende die eigene Gedankenwelt umfassender als sonst je hineingenommen hat. Es fehlt nicht der eine oder andere philologiegeschichtliche Seitenblick, der menschliche Geist in seiner Eigengesetzlichkeit wird charakterisiert, der literarische Künstler und das Kunstwerk, in dem man so unrichtig Konfessionen suche, gewürdigt. Eingeordnet in diese Überlegungen erscheint dann der Mythos, das eigentliche Thema des Vortrages, der Mythos, der mit der Religion nichts zu tun habe. Bei diesem Punkt ein Sätzlein, das uns echten Howald spüren läßt. Die Philologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe den Mythos in die Religionsgeschichte aufgenommen, ihn mit der allgemeinen Kultur in Zusammenhang gebracht. Und nun im Wortlaut: «Das war an und für sich etwas Lebendiges, aber Gefährliches ...» Howald muß eine lebendige Regung in der Forschung ablehnen, aber zugleich möchte er dieses Lebendige anerkennen als etwas Liebenswertes, dem man in der Wissenschaft allzu wenig begegne. Der Mythos ist vielmehr, sagt Howald weiter, Dichtung, und diese Voraussetzung öffnet ihm seine Erkenntnis der Tragödie, was eingehend und über das Mythosproblem hinaus dargelegt wird, und schafft ihm den Zugang zu den homerischen Werken, was im Vortrag mehr nur angedeutet werden konnte.

Gehen wir den Linien nach, die in jenem Vortrag gezogen sind, so werden wir zunächst zurückgeführt zu dem Büchlein über die Vorsokratiker (Die Anfänge der europäischen Philosophie, 1925), das uns die altgriechischen Naturphilosophen so vorführt, daß sie die dem Menschen fehlende innere Harmonie symbolisch im Kosmos finden und zugleich den Wahrheitsfanatismus begründen, der zur spezifisch europäischen Wissenschaft führte. Zeitlich vorwärts aber sind wir gewiesen zur «Griechischen Tragödie» von 1930, wo diese poetische Gattung mit einer formalen Betrachtungsweise, auf ihre Wirkung hin, interpretiert wird, eine Wirkung, die in der vom Dichter für den Zuschauer gestalteten Spannung besteht. Eine solche Auffassung kann den weltanschaulichen Äußerungen eines griechischen Tragikers keine wesentliche Bedeutung, der Figur auf der Bühne keinen einheitlichen Charakter, der einzelnen Szene keine Unterordnung unter einen konsequenten Handlungsablauf zugestehen. Nach dem Erscheinen seines Buches hatte Howald Gelegenheit, in Rezensionen von Werken anderer, die gleichfalls über die Tragödie im ganzen schrieben, seine These zu verteidigen. Er hat dies unmißverständlich getan, auch von einem «prinzipiellen und unüberbrückbaren Gegensatz der Anschauung» gesprochen, und einmal, 1938, beigefügt, daß unsere Zeit völlig unfähig sei, Bedeutung und Konsequenz formaler Bindungen zu verstehen.

Mit einer dritten Linie, von jenem Vortrag her, kommen wir zu den Untersuchungen — Howald selbst verwendet diese für ihn nicht so selbst-

verständliche Bezeichnung —, die sich in der Schrift «Der Mythos als Dichtung» vereinigen. Wir erfahren, wie einzelne Sagenfiguren oder Sagengeschehnisse neben der ältesten uns erhaltenen Literatur her und vor allem zu jener Zeit, die für uns vorliterarisch ist, erfunden worden sind und wie sie dann Umgestaltungen erfuhren, indem an ihnen weitergedichtet wurde. Als Anwendung dieser Untersuchungen auf eine einzelne Dichtung folgte im Jahre 1946, durch Fortschritte der Forschung mitausgelöst, Howalds Stellungnahme in der Homerfrage; die Ilias als das erste Großepos in einer bewußten künstlerischen Komposition dynamischen Prinzips, das will das Buch «Der Dichter der Ilias» darstellen.

Weitere Linien von Verwandtschaften und Folgerichtigkeiten werden von selbst deutlich, wenn wir die Beschreibung des Oeuvres noch ein wenig fortsetzen. «Platons Leben», eines der Frühwerke, gibt uns das Beispiel einer geistigen Biographie im Sinne Howalds. In dem um zwanzig Jahre späteren Buch über den Dichter Kallimachos hat sein Verfasser nicht umhin können — das liegt an diesem bestimmten Autor und seiner Zeit — einen ersten Teil unter der Überschrift «Leben und Umwelt» der Deutung des dichterischen Werkes voranzustellen; aber es ist reizvoll zu erkennen, wie doch auch hier aus der gesellschaftlichen und menschlichen Umwelt sich der eine geistige Lebensduktus des großen Künstlers Kallimachos abzeichnet.

In der Einleitung zur Habilitationsschrift von 1914, die der dramatischen Technik des Euripides gegolten hatte, lesen wir zu unserer Überraschung den Satz: «Gerade bei so subtilen Dingen wie den Absichten eines freischaffenden Künstlers, kommt uns des Künstlers Unterstützung oder die Mitteilung der vom Künstler orientierten Zeitgenossen außerordentlich gelegen, und mit Neid blicken wir auf die modernen Philologen mit ihrem reichlich fließenden Material.» Und vor und nach dem Zitat werden Dramatiker wie Ibsen, Hebbel, Strindberg, Grillparzer, Goethe genannt. Beides, der Hinweis auf Zeugnisse über die Absichten eines Künstlers und die Heranziehung moderner Autoren, mutet uns an wie eine Vorausahnung eines viel späteren Werkes, und dies um so mehr, als Howald sonst sich zwar gern von den neusprachlichen Philologien angeregt wissen wollte, aber nicht unmittelbar moderne Exempla an antike Gegebenheiten herantrug. Vorausgeahnt scheint uns «Das Wesen der lateinischen Dichtung», dieses Buch, das sich den Fachgenossen recht ungewöhnlich präsentierte, mit einer ersten Hälfte über die absolute französische Poesie des 19. Jahrhunderts, gestützt auf eine Fülle von Zeugnissen der Dichter selbst oder von Zeitgenossen, und mit einer zweiten Hälfte über die lateinische Dichtung der augusteischen Klassik sozusagen ohne alle Zeugnisse, womit die lateinischen Gedichte selbst sprechen und sich durch die Vergleichung mit den modernen Parallelen als absolute Gebilde erweisen müssen.

Zu zweien Malen hat Howald Darstellungen, die über antike Persönlichkeiten und ihre Werke hinausgreifen, geboten, in der «Ethik des Altertums» und in der «Kultur der Antike». Nicht einzig in diesen beiden Publikationen, aber hier besonders programmatisch, wird auf den ersten Seiten der eigene Standpunkt des Verfassers abgegrenzt, also was für ihn die Ethik, was die Kulturgeschichte bedeute. Keine äußere oder soziale Ethik, vielmehr eine innere oder Triebethik soll gegeben werden, was sich darauf gründe — für den Leser vorerst verblüffend —, daß die Griechen ausschließlich eine innere Ethik gehabt hätten, womit sich auch die Darstellung beschränke und mit den Stoikern ihr Ende finden müsse; denn in der Stoa und erst dann seien von philosophischen Denkern sozialethische Gebote erhoben worden. Die Kulturgeschichte ihrerseits soll die willentlichen Ausdrucksformen der Kollektivpersönlichkeiten, das heißt der Völker, beschreiben; sie rückt damit von der allgemeinen Geschichte weg und kommt in die Nähe der Kunst- oder Literaturgeschichte. Ja, Howald kennzeichnet die Kultur sogar als künstlerische Schöpfung eines Kollektivums und vergleicht sie mit dem Kunstwerk, das von einem Individuum geschaffen wird.

So enden denn unsere Überlegungen zum philologischen Schaffen Howalds mit dem für ihn so wichtigen Ausdruck «Kunstwerk». Das literarische Kunstwerk gibt uns aber auch noch den Ausblick auf Howalds letzte schriftstellerische Tätigkeit, die der neuzeitlichen französischen und deutschen Literatur gewidmet war und sich bewußt der Form des Essays bediente. Nun war in seiner Bibliothek — sie verdient, so wie sie von ihrem Besitzer in einem Menschenleben und als Ausdruck eines Menschenlebens gestaltet war, ein Wort unserer Achtung und Bewunderung — schon des ganz jungen Gelehrten, schon des Studenten sage ich richtiger, die moderne Literatur mit der antiken in einem gleichberechtigten Nebeneinander vereinigt, und ebenso hat sich Howald Jahrzehnte hindurch von den deutschen und französischen Autoren zu dem, was er über die antiken aussprach, ihr geheimes Plazet geben lassen. Diesem Quell der Inspiration hat er sich dann schließlich gern und dankbar noch ganz zugewendet. Auch mit dem Essay ging er nicht zu einer ihm ungewohnten Form über, hatte er doch seit jeher gelegentlich zu ihr gegriffen; um nur als ein Beispiel den Herodotartikel der Neuen Zürcher Zeitung von 1941 zu nennen, mit dem die Howaldleser auf das bald zu erwartende, dann durch die Kriegsläufte im Erscheinen verzögerte Buch über die antike Geschichtsschreibung aufmerksam gemacht wurden. Aber auch von der Publikationsform seiner wissenschaftlichen darstellenden Werke, wie ich sie charakterisiert habe, ist kein weiter Weg zum kleineren Essay. In zwei Bänden der Erasmus-Bibliothek sind die Studien zur modernen Literatur einem weiteren Kreis bekannt geworden, und Howald durfte es auch erfahren, daß er damit für seine klassisch-philologischen Schüler kein anderer oder Fremder zu werden brauchte.

Seine Schüler: wenn wir die Themata der zahlreichen Dissertationen überblicken, so zeigt sich bei aller Mannigfaltigkeit doch auch, daß Howald die Studenten, wie ich bereits einmal bemerkt habe, an seinen eigentlichen Arbeitsgebieten teilnehmen lassen wollte. Platon, die Tragödie, Kallimachos und Homer, das sind Problemkreise, die sich auch in den Dissertationen abzeichnen, wobei die platonischen Probleme zu den frühesten und früheren Schülern gehören. Aber nie war dies so gemeint, daß den Doktoranden für ihre Lösungen bestimmte Richtungen gewiesen worden wären oder daß Thesen des Professors ihnen im Wege gestanden hätten, wenn sie je einen eigenen Gang zu gehen versuchten. Daran, am selbständigen Wollen der jungen Generation, lag ihrem Lehrer. Dies galt nicht nur für die Abschlußzeit der Doktorarbeit, sondern für das ganze Studium. Ohne unmittelbares Zutun des Lehrers sollten sich im Zeichen des gemeinsamen Faches die Bindungen und Verpflichtungen der Hörer nach ihrem Können und ihren Neigungen ergeben. So ist das Erlebnis, das Howald für diejenigen bedeutete, die in den Auditorien der Alma mater Turicensis zu seinen Füßen saßen, ein gleiches und ebenso ein verschiedenes gewesen. Auch wofür alle diese ehemaligen Studenten ihm zu danken haben, muß dasselbe und zugleich bei jedem ein anderes sein. Das kann ich am besten mit meiner eigenen Erfahrung darlegen. Mich hat Ernst Howald dadurch gefördert, daß er mich von sich wegschickte. Es war nach wenigen Anfangssemestern, als ich eines Tages im Studierzimmer der hochgelegenen Wohnung an der Titlisstraße ihm gegenüber saß, auf dem Sofa vor einer dichten Bücherwand mit den Zeitschriften. In dem charakteristischen beschleunigten Ton und der ebenso charakteristischen Übertreibung in der Sache sagte mir mein Lehrer, ich hätte nun bei ihm genug gelernt, ich sollte mich einmal den lateinischen Studien zuwenden, die bei ihm brachlägen, die deutschen Universitäten müßten jetzt mein Ziel sein. Ob Howald ahnte, daß diese Lösung aus den heimatlichen Bindungen für mich auch eine entscheidende menschliche Weiterentwicklung bedeuten sollte? Jedenfalls wurde mir im Ausland die lateinische Philologie zum Schicksal, doch erst als ich vom Griechischen und zugleich — das eine mit dem anderen seltsam verbunden — von Howald einen nicht leichten Abschied genommen hatte. Sein Wohlwollen und seine stete Bereitschaft zur Hilfe, wenn sich die Bande mit Zürich und seiner hohen Schule wieder knüpfen sollten, blieben mir erhalten. Zu einer solchen Rückkehr ist es freilich lange nicht gekommen, aber wenn sie doch Wirklichkeit werden konnte, dann liegt dies ursprünglich begründet in jener hochherzigen Aufforderung, die mich weggehen hieß.